

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 12

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

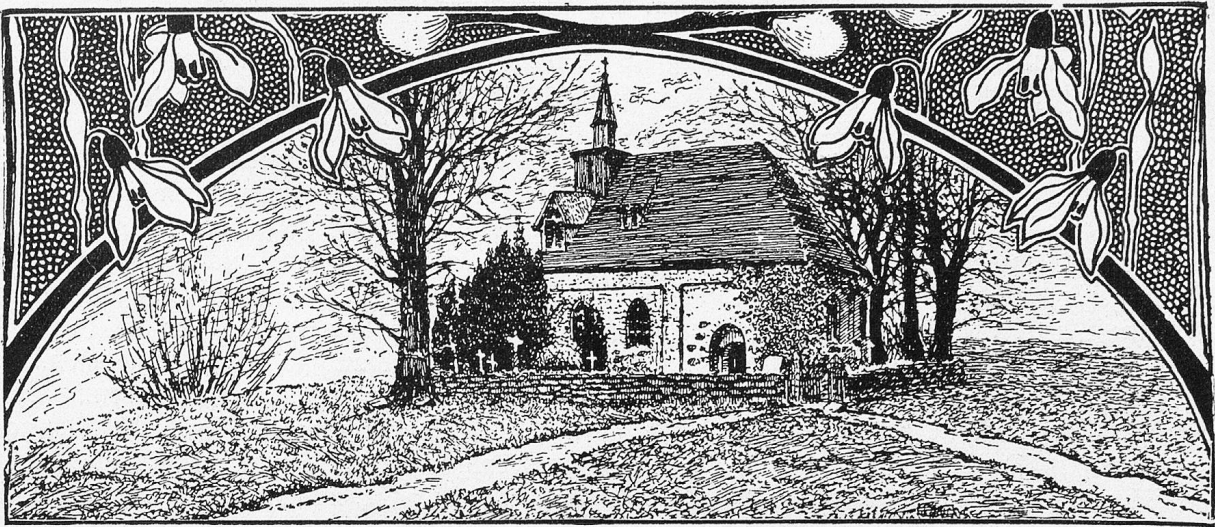
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Es liegt ein Zauber in der Luft.

Es liegt ein Zauber in der Luft...
 Sie dichten und sie singen
 Von tausend Wunderdingen —
 Ich geh', umwallt von Frühlingsduft,
 und — ahne...

Glückstrunken spür' ich, daß ich bin:
 Muß still mein Fühlen fragen;
 Wollt' ich's den andern sagen, —
 Kein Sprüchlein käm' mir in den Sinn...
 Ich — schweige —

Und lausche fromm in mich hinein:
 Mag nicht nach Worten suchen...
 Unter den jungen Buchen
 Luftwandle ich im Sonnenschein
 und — lebe!

M. v. Gavel.

Das zweite Leben.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Das Leben in der Schreibstube für Stellenlose war für Magnus in manchem Sinn nur eine Wiederholung dessen, was ihm in Gerikon und bei dem Glashändler Leutenegger geschehen war. Er kam frühmorgens, setzte sich an seine Maschine und sah während der Arbeitszeit nicht links noch rechts. Bei Ankunft und Weggang grüßte er alle Menschen, die ihm in den Weg liefen, und wenn ihn jemand ansprach, stand er bescheiden und freundlich Rede. Selbst aber sprach er niemand an. Aber trotz seiner großen Zurückgezogenheit beachtete man den hageren, kränklich scheinenden Mann. Die Neugier, wer er sei, wachte wieder auf, wie sie immer aufgewacht war, und die haarkleine Kunde, wer er war, ging allgemach wieder um, wie sie sich immer ausgebreitet hatte. Täglich sah Magnus unter den Stellenlosen neue Gesichter; denn täglich blieben die fort, die andere

Beschäftigung gefunden, und traten andere an ihren Platz. Und immer sah er in den Blicken aller dasselbe, freche Zudringlichkeit und offenen oder versteckten Spott neben aufdringlichem Mitleid; auch Gleichmütigkeit sah er und gewöhnte sich daran, das alles um sich zu haben wie Sonne und Regen.

Einige Male gewährte er, daß der Direktor der Schreibstube Leuten, die nach Arbeitskräften suchen kamen, auch seinen Namen nannte. Er wußte, daß man, wie bei einer Ware, seine Vorzüge und Mängel besprach, und erkannte jedesmal, daß sich immer wieder Bessere als er unter der Schar seiner Genossen gefunden hatten, die ihm dann vorgezogen wurden.

Sein Verkehr mit Lucretia Blank gestaltete sich inzwischen lebhafter. Er war erstaunt, wie sie keinen Sonntag vorbeigehen ließ, ohne daß sie ihn, und wenn es auch spät am Abend war und nachdem sie mit jüngeren Männern sich ver-

gnügt, noch aufsuchte. Auch werktags trug sie manchmal schriftlich oder mündlich ihm irgend ein Anliegen vor. Seinem Rat gemäß trat sie aus der Wirtschaft aus und fand auf eine Zeitungsanzeige hin als Ladenmädchen Beschäftigung. Sie bezog ein Stübchen in seinem Quartier in einem Hause, das, wie er wußte, braven Leuten gehörte. Er, der so anspruchslos war, daß seine Mittel über die Bedürfnisse reichten, bezahlte ihr diese Wohnung, als sie ihm gestand, daß sie mit ihrem Lohn nicht auszukommen vermöge. Er verwöhnte sie vielleicht ein wenig; denn manches Glitterband, manches kleine, billige Schmuckstück, die das puzsüchtige Mädchen trug, stammte von ihm. Ihre kindische, übersprudelnde Dankbarkeit, wenn er sie mit solchen Kleinigkeiten beschenkte, beglückte ihn ebenso wie die rückhaltlose Zutraulichkeit, mit welcher sie ihm alles ausplauderte, was sie erlebte. Nicht, daß sie ihm nicht hundert Rätsel aufgegeben und ihn nicht durch ihre grenzenlose Leichtfertigkeit in immer neue Unruhe gejagt hätte. Er gab ihr Bücher, bewog sie zu regelmäßigem Kirchenbesuch; sie lachte anderen Tages über das ernste Buch wie über die schöne Predigt. Einer feierlichen Mahnung hielt sie nicht stand. Sie konnte sich dem Wesen nach wie seine Taube an ihn schmiegen und im nächsten Augenblick quecksilbrig, wild und widerspenstig sein. Erziehen ließ sie sich nicht. Sie war lebensdurstig, zerfahren und oft ebenso übermütig, wie zu anderen Zeiten von verzweifelter Niedergeschlagenheit bedrückt.

Viel junges Mannsvolk strich ihr nach. Sie wurde bekannt unter der Jugend, die Freude sucht. Jeder, der ihr ein Vergnügen bot, war ihr recht. Wenn Magnus sie zur Rede stellte, zog sie die Stirne kraus, machte schmale Lippen oder lief ihm davon. Drohte er aber, die Hand von ihr abzuziehen, so weinte sie und konnte, sich ihm zu Füßen werfend, ihn flehentlich bitten, sie nicht zu verlassen. Ebenso flink und geschmeidig von Geist wie von Körper, ließ sie ihren Gefühlen, Liebe und Zorn, Jubel und Troß, wie im Wirbel einander folgend, freien Lauf. In ihren guten Stunden erschien sie ihm mit der braunen, samtweichen Haut der Arme und Wangen, dem dunkeln Haar und den großen, grauen Augen, die einen so nachdenksamen Ausdruck annehmen konnten, wie ein kleines Wunder, das er nicht genug anstaunen konnte. Ihr Mund mit den leise aufgeworfenen Lippen

war oft wie ein unschuldiger Kindermund, wenn sie sich in Gedanken verlor oder zu Magnus' Füßen, den Kopf an seine Knie gelehnt, sitzend lauschte, wenn er etwas erzählte, was sie gefangennahm. In einer solchen Stunde sagte sie einmal: „Ich weiß ja, daß ich schlecht bin. Aber ich kann nun einmal nicht anders. Es war zu schwer, anders zu werden. Jedermann wußte, wer ich war und woher ich kam. So wollte mich niemand zu Ehren annehmen. Und so bin ich eben in Unehren geblieben.“ Magnus bog sich zu ihr nieder, strich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, sprach nicht, dachte, daß sie recht habe, und wiederholte sich, wie viel Gemeinsames in ihrem und seinem Schicksal lag.

Ihre Offenheit ihm gegenüber hatte oft etwas Troziges, Eigensinniges, als suche sie mit ihrer Beichte sich selbst zu strafen. So erzählte sie ihm jedes ihrer Liebesabenteuer und schilderte ihm ihre Verehrer, die sie wechselte wie ihre Bänder. Sie spielte mit ihnen, aber sie konnte ihre Schmeicheleien und Zärtlichkeiten nicht entbehren. Sie lachte über sie und schüttelte vor ihm über jeden ihren Spott aus, aber er fühlte wohl, daß ein heimlicher Schmerz über ihre eigene Schwachheit darin klang. Nur von dem blonden Paul Renner, dem Mechaniker, behauptete sie immer noch, daß sie ihn liebe. Ihre Augen wurden dunkel und ernst, wenn sie auf ihn zu reden kam. Magnus wußte, daß sie gern ja gesagt haben würde, wenn der Bursche ernste Absichten gezeigt hätte.

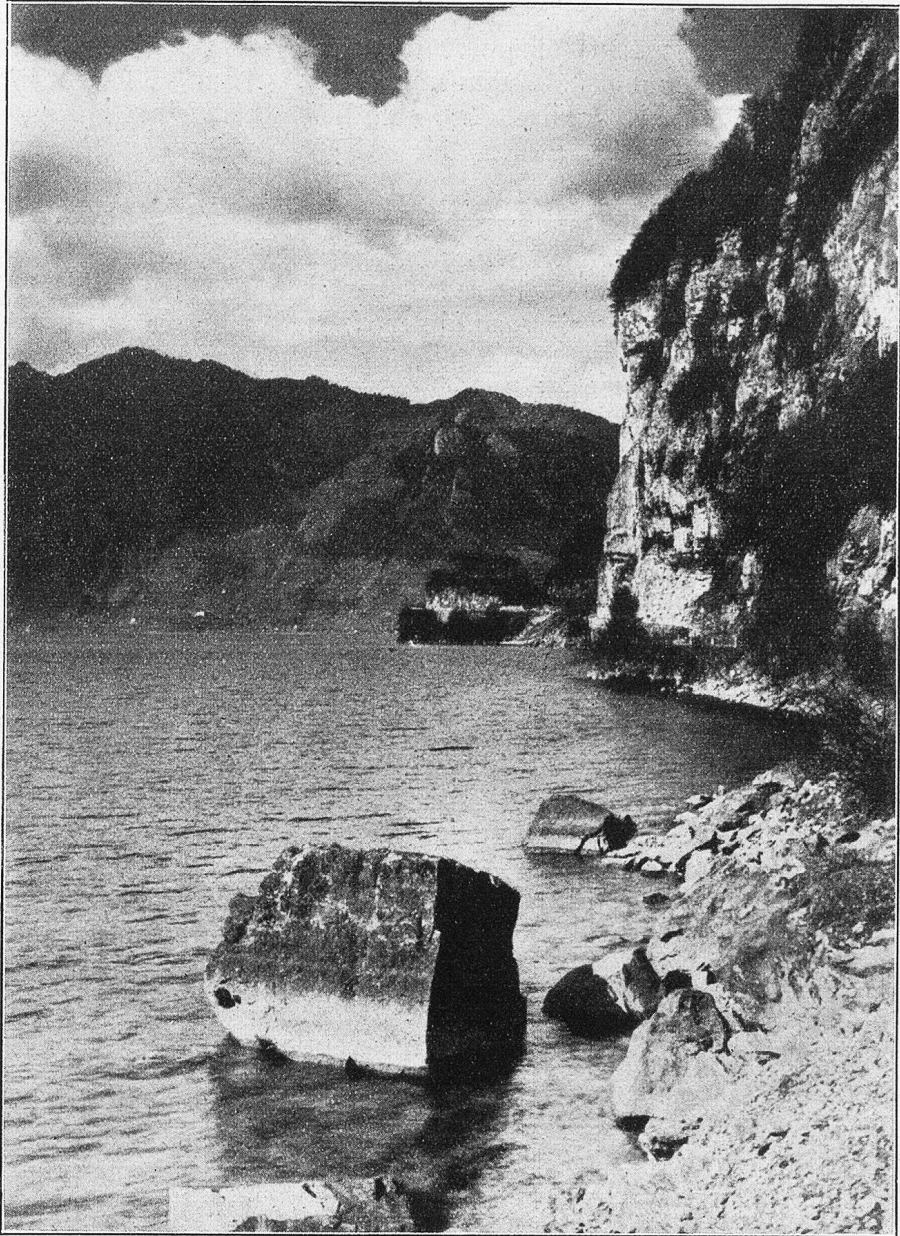
Eines Tages klagte sie: „Ich weiß, daß Paul mich liebt, aber er darf mich seinem Vater nicht bringen. Er sei sehr streng, sein Vater.“

Dann brach sie in stürmisches Weinen aus, das ihren ganzen Körper schüttelte.

Dieses merkwürdige, zu keiner Stunde sich gleichende Wesen also hielt Magnus im Ebnet in Obhut und Liebe, und wenn er während seiner Arbeitstage an sie dachte, flog ein heller Schein über sein Pult oder durch den Arbeitsraum. Es schien ihm aber Zeit, nun selbst wieder in eine feste Stellung zu kommen. Er konnte nicht dauernd das doch den Charakter der Wohltätigkeit an sich tragende Unternehmen der öffentlichen Schreibstube in Anspruch nehmen. Er gab sich redlich Mühe, andere Beschäftigung zu finden. Auf ein halbes Hundert Zeitungsanzeigen gab er nach und nach ein. In seiner Freizeit lief er umher, bis ihn die

Füße schmerzten, um sich in Dutzenden von Geschäften vorzustellen. Man war meistens nicht unfreundlich mit ihm, aber da er nirgends der einzige Bewerber war, so fanden sich überall solche, die keinen Schatten auf ihrer Vergangenheit hatten und ihm daher vorgezogen wurden. Schon dachte er allen Ernstes daran, sich dennoch wieder an seinen Freund und Gönner, den Anstaltspfarrer Ott, zu wenden, als eine Depesche seiner Schwester bei ihm eintraf, die ihn ohne Grundangabe zu ihr berief.

Er erschrak. Sein erster Gedanke war, die Schwester müsse krank sein, und das riß ihm das Herz auf. Nichts, was sie durch ihre spröde Kälte und Unpersönlichkeit ihm schuldig geworden, blieb ihm in diesem Augenblick im Gedächtnis. Ihn überlief nur heiß die Erinnerung daran, daß er einst ihr Leben zerstört hatte und daß er so eine Art immerwährende Schande für diese seine einzige Verwandte bedeutete. Er fühlte, wie sein Herz an ihr hing, und die Möglichkeit, sie verlieren zu müssen, war ihm zur Qual. Hastig machte er sich — es war am Abend und Feierzeit — ans Zusammensuchen der für die Reise nötigen Habseligkeiten. Aber als er reisefertig war, kamen ihm andere Bedenken. Nun sollte er zum erstenmal nach Gerikon zurück. Das Bedrückende seines ersten Einzuges fiel ihm wieder ein, die Gemeindefschreiberin, die Gerikoner Bürgerschaft mit ihren Gaffermienen, die Schwester selbst mit ihrem schlecht verhehlten Bemühen, nicht zu zeigen, daß sie sich seiner schämte, und — und — die Berta. Die Berta? Bei ihr weilten seine



An der Arenstraße.

Gedanken. Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte? Ob sie noch zu Hause sein, ihm noch immer freundlich begegnen würde? Das Herz klopfte ihm so, als ob er einen steilen Berg ersteigen müßte. An diesem Abend vergaß er die kleine Lukretia. —

Durch die Düsterteit eines Gewitterabends schritt Magnus Gerikon zu. Die Natur stand in Sommerfülle. Felder und Wiesen strotzten von Wachstum, und die Bäume waren nie dichter belaubt gewesen. Aber Gras und Laub waren von Wasser schwer, denn alle Augenblicke schüttete eine der grauen Wolken, die sich

mie schwelender, flebriger Rauch hinter den Bergen heraufschoben und einander faul über den Himmel hindrängten, Regenströme über sie hin. Der Bach, der drüben floß, ging hoch und hatte schmutziggelbe Wellen, die Straße war weich und lehmig.

Magnus Im Ebnet kam nur mühsam vorwärts. Er war sehr müde, als er wie jenes erste Mal am Gerikoner Pfarrhaus vorbeischrift. Ein paarmal meinte er hinter einem Bauernhausfenster verwunderte Gesichter zu sehen und dachte, daß die Weiber von Gerikon bald zueinander laufen und die Neuigkeit seiner Rückkehr besprechen würden. Dann leuchtete ihm Elisens Firmatafel entgegen. Und plötzlich sah er sie selbst in der Tür stehen.

Hatte sie ihn erwartet? Nach ihm ausgesehen? Freude wallte in ihm auf. Sie war gesund! Sie hatte sich in nichts verändert. Schwarzhäutig, mit dem harten, durch die schmeren Brauen und die Lippenhaare verschärften Ausdruck im Gesicht stand sie da. Auf ihren Wangen war die Farbe einer leichten Erregung zu bemerken.

Er grüßte sie. Sie gaben sich die Hände.

Sie sagte: „Du bist gewiß erstaunt, daß ich dir berichtet habe.“

Damit traten sie in den düsteren Flur und ihre behagliche, blitzsaubere Stube. Elise forderte ihn nicht zum Niedersetzen auf. „Eines deiner Lose ist mit dem großen Treffer herausgekommen,“ sagte sie trocken. „Du kannst fünf- undsiebzigtausend Franken holen.“ Nur ein Bittern ihres Kinns verriet, daß sie der Sache doch großen Wert beimaß.

Er lächelte. Ihm war so wohl zumute, weil er die Schwester wohl sah. Das andere berührte ihn kaum. „Was einem doch alles geschehen kann!“ sagte er.

Er setzte sich auch ungeladen auf den ersten Stuhl und stützte beide Arme auf die Knie. „Was sollen wir mit dem Geld anfangen?“ fuhr er langsam und gleichmütig fort. „Brauchst du etwas für dein Geschäft? Nimm es — ich gebe es dir gern.“

Sobald sie verstand, was er meinte, wehrte sie heftig ab. „Ich habe, was ich brauche.“ Es könnte nicht besser, als wenn sie hinzugefügt hätte: Von dir nehme ich nichts.

Er sah, daß alles zwischen ihnen war, wie es immer gewesen. Er stand auf, trat ans Fen-

ster und murmelte das und jenes, wie er es anfangen wolle, den Losgewinn einzuziehen. Dann, als die Elise hinausging, begab er sich nach seiner eigenen Stube. Sie war sauber ausgeräumt und wohnlich, als ob er sie eben erst verlassen hätte. Die Elise versäumte ihre Pflicht nicht.

Magnus öffnete seinen Sekretär und ließ sich davor nieder. Ohne eigentliche Absicht nahm er das Verzeichnis seines kleinen Wertchriftenbestandes heraus und begann zu rechnen. Wenn er die Summe hinzufügte, die er da nur abzuholen brauchte, bekam er ein Ergebnis, das ihn der Lebenssorge entthob. Er brauchte sich nicht länger um Arbeit zu mühen, nicht länger die Menschen um das Almosen ihrer Güte zu bitten. Der Gedanke kam ihm, aber er erregte ihn nicht. Es war gut, freier zu sein. Daß er im Grunde nun über allerlei Widersacher triumphieren konnte, fiel ihm nicht ein; er hatte keinen Groll in sich. Wenn man ihn in Ruhe ließ, wollte er zufrieden sein. Stille war das beste und — und — Ach, die Luft! Schau, schau, nun konnte er das liebe, böse, törichte junge Ding noch mehr verwöhnen, vielleicht sogar ihr dazu helfen, daß sie ihren blonden Mechaniker nehmen konnte.

Er saß und überlegte und schmiedete kleine Pläne. Dann ging sein Blick durchs Fenster hinaus. Ach — da war ja alles wie früher. Nur — die Berta! Die Berta hatte er noch nicht gesehen, auch nicht nach ihr zu fragen gewagt. Was sie wohl sagen würde, wenn sie von seinem Gelde erführe? Es würde nichts an ihren Gefühlen ändern, natürlich; denn dazu war sie ein zu wackerer Mensch, aber — hm —

Er legte den Kopf in die hohle Hand. Seltsame Bilder formten sich in seinem Geiste. Es war, als stiegen sie aus dem alten Möbelstück, vor dem er saß, heraus. Ein Gütchen irgendwo auf dem Land, ein Haus mit Blumen vor den Fenstern, ein kleiner Garten, ein Nußbaum in einer Matte daneben und eine Bank darunter. Auf der Bank saß er — leibhaftig er, Magnus Im Ebnet. Jetzt rief ihn jemand, drüben vom Garten her, eine helle, kräftige Stimme. Und nun sah er die Berta, wie sie im Garten Beeren pflückte und ihm zurief, daß die Ernte reich sei. Die Sonne lag auf ihrem Kopf mit den festen darum gelegten Zöpfen. Ihre Haut war braun und frisch und herb das Gesicht, so recht von Erde und Sonne und Luft gestaltet. Und —

Draußen im Flur ging ein Geräusch. Es war der Schritt der Schwester. Sie pochte jetzt mit hartem Finger an die Tür.

„Essen, Magnus,“ sprach sie draußen. Sie tat die Tür nicht auf, um ihn abzuholen.

Magnus seufzte. Ach so! Es war doch alles wie früher. Die Bilder waren fortgewischt. Es lag ihm ein Stein auf der Brust. Das Geld, ja

zu und gab ihm die Hand. Die Stumpfnase unter der Brille und die Augen, die über diese hinauslugten, bekundeten gleich eifrige Freundlichkeit. Er wisse von Elisen, begann er, daß Magnus heute da und was ihm großes begegnet sei. Da hätte er sich nicht enthalten können, ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen.



Auf der Baumgartenalp.

— das Geld — konnte auch nicht Geschehenes ungeschehen machen.

Er stand auf. Er ging hinüber. Er sagte zur Schwester: „Ich will morgen reisen und das Geld holen. Ich lege es an und sende dir die Papiere zur Verwaltung, wenn es dir recht ist. Ich kann sie ja in keine bessere Hand geben.“

Sie war es zufrieden; aber sie konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Schließlich hättest du sie auch selbst verwalten können.“

Sie saßen noch über den Resten der Mahlzeit, als der Gemeindeschreiber bei ihnen eintrat. Welch ein Besuch! Die Elise stand betreten auf.

Jener ging aber schnurstracks auf Magnus

Magnus dankte. Das hast du doch dem Gelde zu danken, dachte er, aber der Schreiber gefiel ihm darum nicht besser.

Schultheß sprach von seinem Amt und seiner Arbeit, der Familie, von Dorfneuigkeiten. Von der Berta sagte er: „Unsere Älteste wäre lange heiratsfähig, aber sie will nicht daran, obwohl sie schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt hätte.“

Auf diese Rede horchte Magnus auf. Aber seine leise Verwunderung verlor sich sogleich wieder. Er gab es sich selbst nicht zu, daß er sich an der Mitteilung freuen sollte.

Nachdem er lange genug geschwatzt, entfernte sich der Schreiber wieder, indem er Im

Ebnet aufforderte, doch ja noch bei ihm vorbeizukommen. Er war so aufgeräumt, daß dieser sich nicht gewundert haben würde, wenn er ihm geraten hätte, wieder bei ihm einzutreten.

Nach seinem Fortgang blieb Magnus allein. Die Schwester hatte im Laden zu tun. Seine Gedanken kehrten zu Berta zurück. Noch immer war sie ihm nicht begegnet. Sollte er am Ende Morgen abreisen müssen, ohne sie gesehen zu haben? Der Gedanke quälte ihn. Es zog ihn vor die Tür. Vielleicht traf er das Mädchen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Er lief kaum Gefahr, beachtet zu werden. Dennoch zögerte er; die Schwester würde sich schließlich wundern, was er noch draußen suchte. Endlich verließ er das Haus doch.

Die Nacht war kühl. Die wenigen Sterne erhellten sie nicht, sondern standen nur in eigener, weißer Schönheit wie kleine Altarkerzen am Himmel. Irgendwo hielt reglos der bleiche Schatten einer Wolke. Sie hatte etwas Gespenstisches, reglos Lauerndes.

Magnus schlenderte ums Haus. Er hatte kein Ziel; aber die Dorfstraße lockte ihn nicht. Ohne zu wissen, warum, zögerte er am Gartenzaun und sah hinüber nach den Blumen, die er in der Dunkelheit doch nicht unterscheiden konnte, und einmal erhob er ganz heimlich den Kopf und schaute nach den erleuchteten Fenstern des Gemeindefreibers. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er die Berta suchte und daß sein Wesen ihrethalben in Aufruhr war. Er senkte den Blick. Er zürnte sich selbst und war im Begriff, sich zur Rückkehr zu zwingen. Da fiel ihm ein, wie eng ihm drinnen gewesen. Er bog in den Wiesenpfad ein, der hinter dem Hause ins Land hinaus lief und auf welchem vor seiner Abreise die Berta gestanden hatte.

Schon nach wenigen Schritten hörte er jemand hinter sich herkommen.

Die Wiesen lagen still und flach da. Zwei Obstbäume zeigten deutlich ihre reifenden Früchte. Ein wenig weiterhin aber ließ ihn das Nachtdüster schon nichts mehr erkennen.

Er war im Begriff, in die Matte hinauszutreten und den Nachtwanderer hinter sich vorbeizulassen.

Da sprach eine feste Frauenstimme ihn an: „Ich habe gehört, wie Sie aus dem Hause

gingen, und bin Ihnen gefolgt, um Sie zu grüßen.“

Es war die Berta. Er drückte ihr die Hand und spürte ihren kräftigen Gegendruck.

„Wie mich das freut!“ gestand er; „es wäre mir schwer gewesen, wenn ich Sie nicht gesehen hätte.“

Sie erwiderte: „Es ist ja traurig, daß man so heimlich tun muß. Aber es weht hier immer noch der alte Wind.“

Ihm war, wie wenn wirklich ein kalter Wind über ihn hingehge.

„Sie haben Glück gehabt,“ fuhr die Berta weiter.

„Wenn das Geld ein Glück ist,“ erwiderte er.

Sie hörte das Schmerzliche in seiner Stimme und trat näher an ihn heran, so daß ihr warmer Hauch ihn anwehte. „Sie sind traurig, Herr Im Ebnet,“ sagte sie. „Sie müssen das nicht sein. Es gibt auch noch Menschen, die fühlen, wie schwer Sie es haben.“

„Sie!“ gab er zurück. Es durchlief ihn etwas, als ob er die Arme gegen sie ausstrecken sollte. Viele Worte drängten sich ihm auf die Zunge. Allein das ging vorüber. Unsinn, fiel ihm ein. Es ist gut von ihr, daß sie Mitleid mit dir hat, aber bilde dir weiter nichts ein, du — du — Sträfling, Magnus Im Ebnet.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er und drückte ihre Finger.

„Wollen wir ein paar Schritte gehen?“ fragte er dann.

Sie nickte nur, und sie gingen Seite an Seite und sprachen von ihren Erlebnissen.

„Und Sie wollen wieder fort?“ fragte die Berta. „Was werden Sie beginnen?“

„Das weiß ich nicht, ich nehme jeden Tag, wie er kommt.“ Als Magnus das sagte, fiel ihm die kleine Lukretia ein und daß sein Leben einen Inhalt habe. Er fügte hinzu: „Ich bin auch dankbar für jeden Tag. Es ist doch jeder ein Geschenk.“

Die Berta hatte viel an Magnus Im Ebnet gedacht. Es war ihr kein Mensch begegnet, der ihr ihm ebenbürtig schien an Geduld und Bescheidenheit. Es tat ihr weh, daß er wieder gehen wollte. Sie hatte ihn lieb, ob sie es wußte oder nicht. Aber sie konnte ihm nicht mehr sagen.

Sie wendeten sich um. Sie gingen langsam

wieder dem Hause zu. Als sie in den Lichtbereich seiner Fenster kamen, hielten sie an.

Die Sterne hatten sich vermehrt. Ihr Feuer war größer und größer ihre Unruhe. Aus der Wiese langten schwere Schatten nach ihnen, und das weiße Wolfengespinst stand noch da wie das Gewebe einer Urweltspinne.

Magnus sah den blonden Kopf der Berta im Fensterlichtschein aufleuchten. Ihre klaren Augen schauten ihn an.

„Auf Wiedersehen, Herr Im Ebneth,“ sagte sie. „Kommen Sie wieder einmal.“

„Bleiben Sie gesund,“ antwortete er.

Beides klang kurz und spröde. Aber sie hielten sich noch bei den Händen. Die Berta war nicht die erste, die ihre zurückzuziehen, sondern diejenige des Magnus stahl sich demütig aus der ihren.

Zehntes Kapitel.

Das Geld war geholt und bei einer Bank angelegt. Ein plötzlicher Plan hatte Magnus bestimmt, es sich zur Verfügung zu halten.

Er saß nun wieder vor der klappernden Schreibmaschine. Die Versuche, eine Stellung zu finden, setzte er nicht fort. Sein neuer Plan aber lag ihm in Gedanken. Er wollte irgendwo fernab vom Getriebe der Stadt und der Menschen ein Gütchen erstehen, wie er es sich einmal geträumt hatte, ein kleines Haus mit einem Garten davor, Blumen und Wiese und Stille und Einsamkeit.

Vom Plan zur Tat war freilich noch ein weiter Weg. Da war auch der Gedanke an Lucretia, der ihn zögern ließ. Er lebte nun wieder in ihrer Nähe. Sein Besuch in Gerikon hatte ihn weder der Schwester näher gebracht, noch in seinem Verhältnis zu der Berta Schultheß eine Veränderung herbeigeführt, die ihm Lucretia entbehrlich gemacht hätte. Seit seiner Rückkehr beschäftigte sie ihn nur noch mehr als früher und hielt seine Dankbarkeit darum, daß sie ihm gleichsam wie einst die Taube zugeflogen war, und sein Mitleid wach.

Die Lucretia brauchte Mitleid. Sie war wie ein Blatt im Wind. In ihr schönes Lärzlein vergaffte sich alle Tage ein anderer, die Geschichte ihrer Herkunft war in der Leute Mäulern, und sie hielten sie wie eine, der man keine Rücksicht schuldet. Wenn aber jemand über diese Geschichte hätte hinwegsehen wollen, so verdarb sie sich selber das Spiel; denn Getändel und Weltlust waren ihr täglich Brot, und Ernst oder Treue galten ihr nichts.

Es gab immer noch nur einen, der vielleicht etwas aus ihr hätte machen können. Das war Paul Kenner, der Mechaniker. Der aber wurde eher zurückhaltender. Er führte sie selten aus. vernachlässigte sie oft ganz, um nur zeitweise, von ihrem eigenen, heißen Wesen mit fortgerissen, sich gerade wieder so viel um sie zu kümmern, daß ihre Liebe nicht sterben konnte.

„Verliere dich nicht,“ mahnte Magnus Im Ebneth. „Du hast nichts als dich selbst. Und wenn eines im Staube niederfällt, kann es sich nie mehr ganz davon freimachen.“

Magnus quälte sich um das kleine, wirre Mädchen. Das verriet sich oft im Ausdruck seines leidendurchfurchten Gesichtes und lag in dem leisen Zittern seiner Hände.

Eines Sonntagnachmittags war er mit Lucretia in einem Kirchenkonzerte gewesen. Eine Sängerin mit einer wundervollen Altstimme hatte ernste Lieder gesungen. In das von nur wenigen Zuhörern besuchte Kircheninnere war durch hohe Fenster sanftes Licht geflossen und hatte vereint mit der Musik den heiligen Ort verklärt.

„War es nicht schön?“ fragte er Lucretia, als sie darauf ins Freie traten.

Sie nickte nur und schien sehr ergriffen.

Lange sprach sie nicht, aber sie ging an Magnus' Seite durch die sonntagsstillen Stadtgassen und machte nicht Wiene, abzubiegen und nach ihrer eigenen Wohnung zu gehen.

„Darf ich noch ein wenig mitkommen?“ fragte sie in ungewohnter Demut.

„Gewiß,“ entgegnete Magnus. „Laß uns an den See gehen.“

Sie schritten an das Seegestade hinunter, gerieten hier in das Getriebe der Sonntagsbummler und lösten sich wie aus Verabredung wieder heraus, indem sie die eigentlichen Raimanlagen verließen. Über ödes Auffülland gelangten sie an eine Stelle, an welcher durch die Erdauffschüttung ein einstiger Uferruheplatz schon halb vom See abgeschnitten war. Eine alte Eckmauer schaute hier einerseits auf das unschöne Geröllland, andererseits noch auf blaues Wasser. Drei Weidenbäume standen hinter ihr und hingen ihr schweres Laubhaar trübselig teils in die Flut, teils auf lehmiges Erdreich nieder. Noch war die Holzbank nicht völlig vermorscht, auf der mancher alte Bürgermann und Abendwanderer früher gern sein beschauliches Stündchen abgesehen hatte.



An der alten Gotthardstraße in Silenen-Amsteg (Kanton Uri).
Links Tor einer ehemaligen „Sußen“.

Der Schatten der westlichen Berghalde breitete sich über Mauer und Bank. Draußen auf dem See jedoch und am jenseitigen Ufer lag noch die helle Sonne, entzündete Fenster und brachte Kirchturmkreuze und Stangenspitzen zum Blitzen und Sprühen. Das Wasser war von Barken und kleinen Dampfern belebt. Weiße Segel, denen der Wind fehlte, standen reglos über dem tiefblauen Spiegel, der ihr Abbild klar wie sie selbst zurückwarf. Wie das Gefroße eines Ameisenhaufens flimmerte das Leben der Stadt herüber, und man sah ferne die vielen Sonntagsleute wandern und die Straßenbahnwagen hin und wieder gleiten. Manchmal

tönte dumpf und schwer der Schlag einer alten Kirchenuhr.

Magnus und Lucretia ließen sich nieder.

„Hier ist es gut,“ sagte jener.

Plötzlich bemerkte er, daß in Lucretias Augen Tränen standen.

„Was ist dir?“ fragte er.

Sie wollte mit der Sprache nicht heraus. Endlich gestand sie, die kleinen, braunen Hände um das schlanke Knie gelegt: „Das Konzert hat mich sehr ergriffen. Mir ist heute abend überhaupt seltsam zumut.“

„Manchmal wollte ich, ich wäre tot,“ brach sie dann auf einmal los.

Magnus schalt: „Wer kann so reden, Kind!“

Ihr schlanker, geschmeidiger Körper, dessen Bau das Sommerkleid wenig verhüllte, bebte. „Schelten Sie mich nicht,“ fuhr sie heftig erregt weiter. Sie faltete die Stirn und ballte die Hände auf der Bank zu Fäusten. „Ich bin doch ganz verloren. Auf der Straße bin ich zur Welt gekommen. An die eigene Mutter mag ich

nicht denken. Und niemand habe ich je gefunden, der es recht mit mir meinte.“

„Meine ich es nicht recht mit dir?“ fragte Magnus.

Der Einwurf kam ihr unerwartet. Sie antwortete nicht sogleich. Dann freilich versicherte sie eifrig: „Ja, Sie freilich — Sie wohl.“

Aber er fühlte, wie wenig ihr das neben einem Verlangen, das sie in sich trug, bedeutete.

Es trat ein Schweigen ein. Lucretia blank sah vor sich nieder. Magnus bemerkte indessen wohl, wie sie, im Innersten aufgewühlt, mit Worten kämpfte.

Jetzt begann sie wieder: „In mir ist es wie in einem Gefäß brodelnden Wassers. Ich denke nicht nach, ich lasse mich treiben, wie es in mir siedet. Niemand gibt mir einen Wert, und weil ich weiß, daß ich keinen Wert habe, werfe ich mich selber hin, dem — dem — dem — wie mich gerade die Laune packt.“

Sie preßte die Hände in die Augen. Aber diese blieben jetzt heiß und trocken.

Magnus Im Ebnet schaute sich um, ob niemand sie beobachte. Die Gefahr, aufzufallen, war ihm schrecklich. Aber es war niemand nahe. Da begann er die Gefährtin zu trösten: „Das ist wie eine Krankheit. Oder wie ein langes Unwetter. Du mußt erst älter werden, dann wird es besser sein. Jetzt hast du die Menschen noch nötig. Man muß so weit kommen, daß man allein sein lernt und mit ganz Kleinem zufrieden. Das wird schon kommen, Kind. Nur Geduld, das wird schon kommen.“

Seine große Ruhe und die halblaute Art, in welcher er zu ihr sprach, wirkten auf sie. Sie überlegte. Gefaßter sagte sie: „Wenn der Paul es versuchte, — der könnte aus mir machen, was er wollte.“

„Versuche es, ihm zu Gefallen anders zu sein.“

„Bah,“ erwiderte sie zornig, „solange er nur mit mir spielt, bin ich ihm nichts schuldig.“

„Wenn du willst, will ich einmal mit ihm reden,“ schlug er vor.

Sie zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: Was soll das nützen?

Nach einer Weile trat sie dicht ans Ufer und faßte nach einem der Weidenzweige. „Wie hell das ist,“ sagte sie, ins Wasser blickend. „Man sieht den Grund. Aber hier wäre es nicht tief genug.“

Sie hing sich fest in den Baum. Es sah aus, als ob sie sich hinausschwingen möchte.

„Lufretia!“ mahnte Magnus mit seiner heiseren, ängstlichen Stimme.

Sie kam zurück, trat vor ihn hin und streckte ihm beide Hände hin.

„Wenn ich Sie nicht hätte!“ sagte sie.

Dann beugte sie sich blitzschnell nieder und küßte eine seiner Hände.

Magnus errötete. „Wollen wir nicht weitergehen?“ fragte er ganz verwirrt und erhob sich.

Sie verließen den Ruheplatz.

Im Weggehen sagte er: „Wenn du es wolltest, würde ich dich mitnehmen.“

„Wohin?“ fragte sie.

Er antwortete: „Irgendwohin, aufs Land. Du weißt, daß ich zu leben habe. Wir würden an einem ganz stillen Ort wohnen.“

„Nein,“ sagte sie mit rascher Ängstlichkeit. „Nein, das könnte ich nicht.“

Da rührte er nicht mehr daran.

Sie kamen wieder auf die belebte Straße, und er brachte sie bald nach Hause.

Für beide ging dasselbe Leben einige Wochen weiter.

Magnus wurde auf der Schreibstube zu einer Art Inventarstück. Der Vorsteher mochte ihn leiden. Arbeit, die besonders sorgfältig ausgeführt werden mußte, teilte er ihm zu.

Die Lufretia versah ihre Ladenstelle. Auch mit ihr war man zufrieden. Ihr Prinzipal hatte Kundschaft, die nur ihretwegen kam. Auf Magnus' Anraten nahm sie daneben einige Stunden, die ihrer mangelhaften Bildung aufhalfen. Sie war klug und faßte rasch; und sie geriet in die Leidenschaft des Lesens. Das machte, daß man ihr die Landstreicherin nicht mehr anmerkte.

Dann traf Magnus sie zum erstenmal mit dem Mechaniker Paul Renner. Der war ein Prachtferl. Das starke blonde Haar stand ihm in einem lockigen Schopf über der hohen Stirn. Er trug keinen Bart. Sein Gesicht strahlte von heiterer Lebensfreude und Freundlichkeit. Er hatte ein Paar schöne blaue Augen. Nur die Tatsache, daß an dem einen das Lid ein wenig eingeknickt war, verlieh ihm einen Ausdruck, der Magnus nicht ganz gefiel.

Dieser sprach mit ihm und sagte, daß er Lufretia gern in eines anständigen Burschen Gesellschaft wisse; er habe eine Art Vateramt an ihr und gedenke es ernstlich zu üben.

Sein Ernst schien Renner einiges Unbehagen zu bereiten. Er ließ die Blicke nach allen Seiten gehen, als suche er einen Weg zum Auskneifen. Zerstreut nahm er am Gespräch teil und brach es ab, sobald es anging.

Magnus schaute dem voranschreitenden Paar nach. Renner schlenderte an des Mädchens Seite, als ginge es ihn weniger an als vorher. Vielleicht ließ er sie entgelten, daß Im Ebnet ihn gemahnt hatte. Dieser seufzte. Es konnte wenig Gutes aus der Sache kommen für Lufretia. Er sorgte sich mehr denn je um sie.

und ein wenig auch um sich selbst, als stehe ihr Verlust ihm so nahe wie ihr die Gefahr. —

Das Schicksal der Lukretia erfüllte sich im Herbst. Eines Nachts nach Geschäftsschluß pochte sie an Im Ebnet's Zimmertür.

„Du,“ fragte er überrascht, als er die Tür öffnete und sie, wie ihr hastiges Klopfen schon verraten hatte, in erregter Eile hereinglitt. Die Stunde war ungewöhnlich. Die Hausgenossen würden zu reden haben.

Sie lief auf einen Stuhl zu und ließ sich erschöpfen und schauernd, als ob sie friere, nieder. Sie war nicht gepuht wie sonst für jeden Ausgang, sondern hatte nur ein großes, schwarzes Tuch um Kopf und Schultern genommen, und aus ihm schaute ihn ihr Gesicht in ungewohnter Blässe und Zerstörtheit an.

Das erste, was sie mit vor Angst unsicherer Stimme sagte, war: „Sie müssen mit Paul reden.“

„Was ist geschehen?“ fragte Magnus.

„Er hat mir geschrieben. Er will nichts mehr von mir.“

„Er hat es nie ernst gemeint,“ entgegnete Magnus, „ich dachte es mir längst, und du selbst —“

Sie unterbrach ihn. „Aber er muß. Er kann mich doch nicht im Stich lassen.“

„So weit ist es also,“ sagte Magnus. Er war nicht erstaunt. Er empfand nichts als Trauer und Mitleid.

Die Lukretia stand auf. Hilflos wie ein Kind streckte sie ihm die Hände entgegen. „Sie müssen mit ihm reden! Nicht wahr, Sie werden es tun?“ bat sie. Magnus sagte: „Ich will es versuchen.“

Sie aber trat ihm noch näher. „Die Leute halten mich wie einen Wurf Straßenkot,“ klagte sie. „Sie müssen das nicht auch noch von mir wissen.“

Ob schon sie bewußt in ihr Unglück hineingegangen war, schien sie nun auf einmal ein Entsetzen zu schütteln. Sie erhaschte Magnus' Hände. Er fühlte ihr Bittern und Fiebern.

Da streichelte er sie, wie er oft seine Taube gestreichelt hatte, und wie jenes Tier nestelte sie sich an seine Brust.

„Still, still,“ sagte er. „Ich will morgen zu ihm gehen.“

„Heute noch,“ bettelte sie, „heute noch. Er wohnt nicht weit von hier. Ich führe Sie hin. Und ich warte unten, bis Sie wiederkommen.“

Ich muß wissen, woran ich bin. Ich kann so nicht heim.“

„Wir werden ihn nicht daheim finden,“ wandte Magnus ein.

Aber sie sagte: „Ich muß es doch wissen.“

Nun setzte Im Ebnet seinen Hut auf, hieß sie vorangehen und folgte ihr, nachdem er sein Gemach abgeschlossen.

Sie traten in eine raube, dunkle Nacht. Die Gaslaternen flackerten unruhig und gaben nicht Licht genug. In den Lüften war ein Flug kleiner, dunkler Schatten. Es waren dürre Blätter, die der Wind losriß. Mehr als einmal streifte ihnen ein solch fliegendes Laub die Gesichter, während sie dem Quartier zuschritten, wo Renner wohnte.

Vor einem dreistöckigen Hause blieb Lukretia stehen und wies in ein erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde, dessen Fenster trotz der rauhen Luft offen stand. Drinnen saß ein Mann zeichnend vor einem Tisch.

„Er arbeitet noch,“ flüsterte das Mädchen, „er ist sehr fleißig.“ Es klang wie leiser Neid in ihrer Stimme.

Magnus berührte ihre Hand zum Zeichen, daß sie warten sollte, und schellte.

Man ließ ihn ein, und er klopfte an Renner's Tür, der erstaunt zum Eintreten aufforderte.

Lukretia war in die Nacht zurückgetreten und lehnte an dem Gitter, das einen schmalen Riemen Gartenland vor dem Hause abschloß. Man machte drüben das Fenster zu. Sie sah auch nicht mehr hin. Das Herz klopfte ihr so, daß sie nicht stillstehen konnte. Sie fing an hin und her zu laufen, und wenn jemand über die Straße kam, flüchtete sie um die nächste Ecke und drückte sich in den Schatten, damit niemand sie anspreche.

Magnus Im Ebnet stand indessen vor dem Mechaniker.

Sie waren wie Tag und Nacht verschieden. Renner sah aus wie das Leben, das anfängt, Im Ebnet wie das, das zum Abend geht.

Renner war in Hemdärmeln, der blaube-druckte Kattun derselben war von den muskelharten Armen zurückgekrempt. Die Hände hatten Schwielen und Rillen, deren Schwärze nicht wegzuwaschen war. Er trug am Hals das Hemd ein wenig geöffnet, der hübsche, blonde Kopf hob sich straff und herausfordernd aus

den stämmigen Schultern. Der Besuch war ihm lästig.

Magnus Im Ebnet war in seiner lärmlosen Art hereingekommen. Er hielt den Hut in den Händen, und seine Haltung hatte, trotzdem Menschenfurcht ihm so fern war, etwas Furchtames.

„Sie kennen mich noch,“ sprach er Renner an und heftete seine tiefliegenden, gütigen Augen auf ihn.

polterte er. Dann brauchte er harte Worte gegen Lukretia. Daß sie ihm nachgelaufen. Und daß er noch lange nicht der einzige sei.

„Lieb gehabt hat sie — nur Sie,“ sprach Magnus immer mit derselben nachdrücklichen, stillen Weise.

Der andere hing einen Augenblick den Kopf.

„Heiraten Sie sie, Herr,“ sagte Magnus.

Aber Renner lachte laut auf.

Eindringlich sprach ihm Magnus weiter zu.



Der Winterstock (3231 m) und Winterlücke, mitunter gefährlicher Übergang zur Albert Heim-Hütte, von der Dammahütte (Uri) gesehen.

Der andere errötete. Er schien sogleich zu wissen, was man von ihm wollte, und es machte ihn unwirsch und unsicher. Er ging auf die Tür los und sah nach, ob sie geschlossen war. Zurückkommend, fragte er kurz und erbozt: „Ist es wegen der Lukretia?“

„Sie ist sehr unglücklich,“ sagte Magnus.

Die Augen Renners hielten den seinen nicht stand. Auf der Stirn des jungen Menschen perlten Schweißtropfen. Aber er tat sehr zornig, um zu verbergen, daß ihm sehr unbehaglich zumute war.

„Sie soll die Schuld bei sich selber suchen,“

Es sei ein guter Kern in Lukretia Blank. Er solle ihn herausholen. Er könne alles aus ihr machen.

„Narrheit,“ begehrte der andere auf, und plötzlich fiel er Magnus selbst mit bösen Worten an: „Was geht denn Sie das alles an? Sehen Sie doch für sich selbst, Sie — Sie haben dazu alle Ursache, soviel ich gehört habe.“

Magnus verstummte. Er war entwaffnet. Er fühlte seine Ohnmacht. Im Grunde schien ihm, daß die Lukretia nicht viel an dem Burschen verliere.

Dieser fuhr indessen in der Stube herum.

„Daheim würden sie mir etwas erzählen, wenn ich so eine brächte,“ schalt er weiter.

Magnus wendete sich zum Gehen. Allein es fiel ihm ein, daß draußen das arme Ding wartete, und wie sie die Antwort nehmen würde. So versuchte er noch einmal: „Es wird Sie reuen. Es wird Ihnen keine Ruhe lassen.“

„Das wollen wir abwarten,“ höhnte Renner.

Magnus ging.

Zufretia war nicht da. Aber er war kaum ein paar Schritte gegangen, als sie ihn einholte.

„Er will nicht,“ sagte sie, seinen Arm fassend. Der Atem versagte ihr vor Erwartung.

„Hier kann ich es dir nicht sagen,“ sprach er ihr zu. „Laß uns dort hinübertreten.“

Sie schritten nach einer kleinen Anlage hinüber und standen zwischen den jetzt vom Winde hin und hergeworfenen Bäumen und Büschen, deren Schatten sie wie wehflagende Gestalten umhüßten.

Sie streuten zahllose Blätter auf sie nieder.

Hier sagte Magnus: „Nein, Kind, er wird es nicht tun, aber — vielleicht ist es besser.“

Das Letztere hörte sie nicht. „Mein Gott!“ stöhnte sie. Ihre Gestalt bog und wand sich in einer Verzweiflung, die einem körperlichen Schmerzanfall glich. Aber es war nicht die Schande, die sie so peinigte. Sie dachte nicht daran, daß sie den Paul verloren hatte. Sie warf verstörte Blicke um sich und taumelte von Magnus hinweg.

Dieser folgte ihr. Von hinten legte er beide Hände um ihre Arme. „Es geht vorüber,“ sprach er ihr zu, „es muß vorübergehen. Er ist nicht der einzige, und die Zeit — macht vieles wieder gut.“

„Ich gehe ins Wasser,“ flüsterte die Zufretia und wand sich in Magnus' Griff.

Aber er ließ sie nicht los. „Das wirst du nicht tun, Kind — du wirst jetzt mit mir ganz still heimgehen in deine Stube, wirst dich niederlegen und weinen und dann schlafen. Die Jugend kann immer noch schlafen, und wenn es ihr noch so hart ergangen ist. Und morgen wird ein neuer Tag sein, und es wird zu arbeiten geben, und — dann — wirst du daran denken, daß du einen hast, der es gut mit dir meint, und wir werden beraten, was werden soll.“

Eine merkwürdige Entschlossenheit und Festigkeit gab seinen Worten Gewalt, so gedämpft

und eintönig sie gesprochen waren. Und wie er gesprochen hatte, handelte er. Er faßte Zufretias Arm und zog sie mit sich. Fest faßte er sie an und stützte sie, die wie eine Trunkene sich schleppen ließ.

Als er aber merkte, daß sie, vielleicht um der ihnen Begegnenden willen, sich mehr zusammennahm und sicherer schritt, fuhr er fort, ihr leise zuzusprechen. „Laß mich dir helfen, Zufretia. Ich habe — niemand, und wie von dir will niemand viel von mir wissen. Laß uns zusammenhalten. — Wir können fortziehen. Laß Zeit — wir finden wohl einen Weg.“

Sie verstand vielleicht nicht alles, was er sagte, aber seine Stimme und seine Nähe taten ihr wohl. Sie war an Güte so wenig gewöhnt.

Schneller als sie dachten, kamen sie vor das Haus, in welchem Zufretia wohnte. Hier packte sie noch einmal das bittere Elend.

„Ich will nicht hinauf,“ trotzte sie. „Ich halte es nicht aus in meinem Stubenkäfig, allein, die ganze Nacht.“

„Wo wolltest du hin?“ schallte wieder seine ruhige Stimme dagegen. „Du mußt morgen wieder ins Geschäft,“ fuhr er fort. „Die Welt steht nicht still unseretwegen, Kind.“

Sie widerstrebte.

Aber er hielt sie nur um so fester. „Du wirst mir folgen. Du wirst jetzt hinauf und zu Bett gehen,“ befahl er.

Sein Wille überwand den ihren. Sie sah ihn fast furchtsam an.

„Du wirst es tun. Versprich es mir!“ forderte er dringender.

Da gab sie fast demütig nach und ließ sich in die Haustür schieben.

„Morgen werden wir besprechen, was werden soll,“ flüsterte Magnus noch. Er drückte ihr die Hand. Dann sah er sie mit gesenktem Kopf die Treppe hinaufsteigen.

Er entfernte sich nicht. Zuerst quälte ihn Angst darum, daß er sie allein gelassen hatte. Dann beruhigte er sich ein wenig und fing an, vor dem Hause auf und ab zu schreiten. Und nun begann er über Zufretia und ihr Schicksal nachzudenken. Wieder erfüllte ihn das tiefe, warme Mitleid und das Gefühl, daß sie zu ihm gehörte, daß er innerlich an sie geknüpft sei.

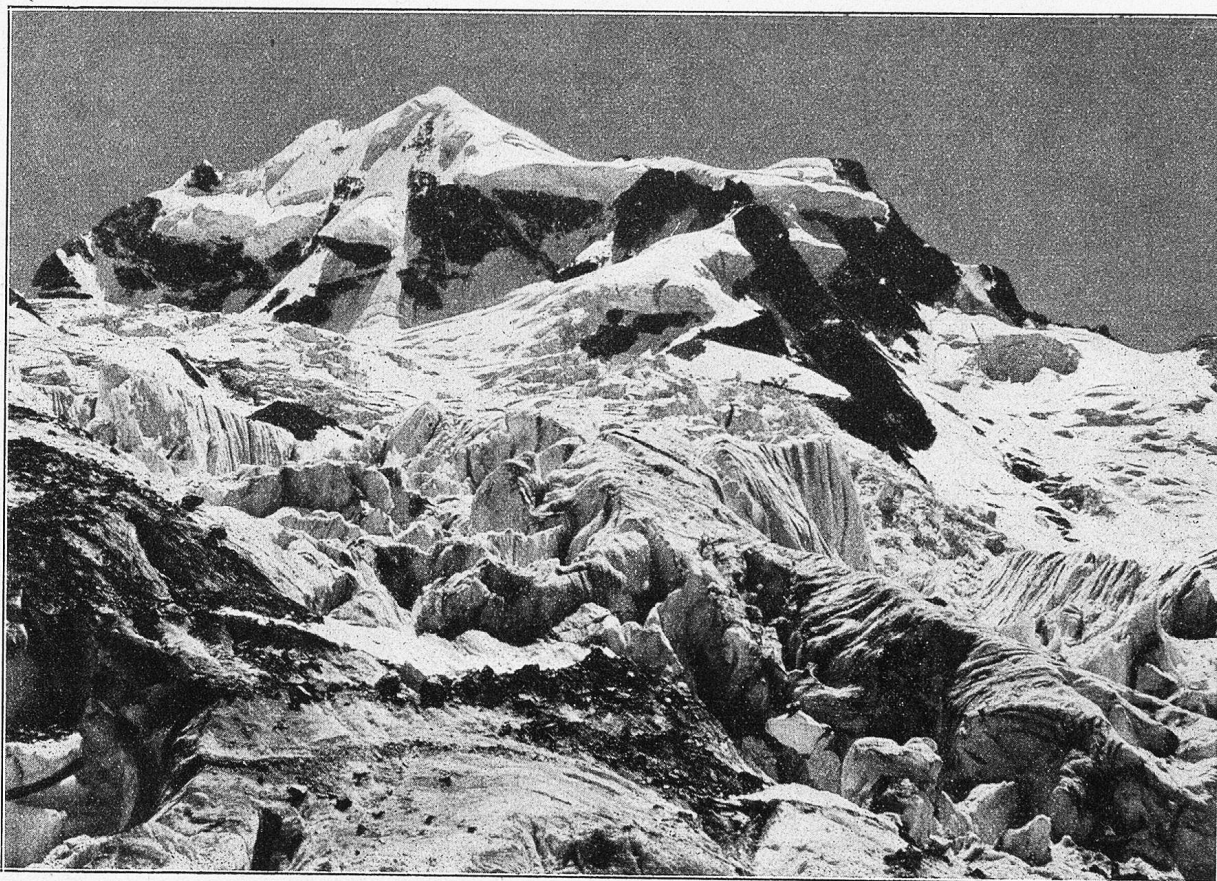
Auf und ab schritt er, auf und ab. Dabei wechselte er seinen Weg und seine Stellung so, daß sein Beginnen nicht allzusehr auffiel, behielt aber immer die Haustür Zufretias im

Augen. Er spürte anfangs kaum, wie tief es schon in die Nacht ging. Dann sah er wohl, wie es spät und später wurde, aber er konnte sich nicht entschließen, die Straße zu verlassen.

Und seine Gedanken spannen weiter. Sie taten die Zukunft auf. Pläne formten sich in seinem Gehirn. Alle gingen darauf aus, dem armen kleinen Ding da oben, dessen Fenster

Dann begann das Leben wieder. Heute gingen zur Arbeit.

Kurz bevor es auch für ihn Zeit geworden wäre, sich auf seiner Schreibstube zu melden, trat die Lucretia Blank aus ihrer Tür. Sie erblickte ihn sogleich und kam auf ihn zu. Sie sah ihn scharf, dann erschreckt, dann mit Tränen in den Augen an.



Am Tschierbagletscher, hinten Biß Roseg (Ober-Engadin).

hell geworden und wieder erloschen war, zu helfen.

Er wurde müde, er lehnte sich manchmal an eine Mauer, eine Tür und senkte den Kopf, von einem Schlafbedürfnis ergriffen, aber dann begann er seine Wanderung aufs neue.

Die Straße wurde still, leer. Die Nacht ging ihren Gang. Der Wind selbst leistete Magnus nicht mehr Gesellschaft.

Als im Ebnetz Mattigkeit sehr groß war, kam der kühle Morgen und weckte ihn.

„Sie sind die ganze Nacht dagewesen?“ fragte sie.

Er blickte auf sie nieder und tätschelte ihre Hand. „Siehst du, ich verlasse dich nicht,“ sagte er.

Sie schluchzte. Dann sagte sie scheu: „Ich gehe jetzt ins Geschäft, darf ich am Abend kommen?“

„Gewiß,“ antwortete er mit einem Lächeln. Er war sehr glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

